

Unverkäufliche Leseprobe

WOLFGANG REINHARD

**DIE
UNTERWERFUNG
DER WELT**

GLOBALGESCHICHTE DER
EUROPÄISCHEN EXPANSION 1415-2015



Wolfgang Reinhard
Die Unterwerfung der Welt

Globalgeschichte der europäischen Expansion
1415-2015

1648 Seiten mit 122 Abbildungen und Karten. In
Leinen
ISBN 978-3-406-68718-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15879886>

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 11

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion 15

- 1 Die Expansivität Europas und der Gang der Weltgeschichte 17
- 2 Asienkontakte der griechisch-römischen Antike 31
- 3 Expansionen im europäischen Mittelalter 39

II Anfänge des europäischen Atlantik 59

- 1 Der Atlantische Ozean und die Wikinger im Westen 61
- 2 Schiffe und Navigation 67
- 3 Küsten Afrikas und atlantische Inseln 77
- 4 Inseln und Küsten Amerikas 96

III Europäer an Asiens Küsten: Portugiesen und Spanier 111

- 1 Portugiesen im Indischen Ozean 113
- 2 Portugiesen und Spanier östlich von Melaka 136
- 3 Kronkapitalismus und Privatwirtschaft bei den Portugiesen 155

IV Europäer an Asiens Küsten:

Niederländer und Engländer, Franzosen und Andere 177

- 1 Die niederländische Ostindiencompany 179
- 2 Die englische Ostindiencompany 205
- 3 Die französischen und die kleineren europäischen Asiencompanyen 222
- 4 Strukturen des merkantilen Kapitalismus 233

V Vom Indienhandel zur Europäerherrschaft 255

- 1 Niederländische Herrschaft auf Java 257
- 2 Britische Herrschaft in Indien und Indonesien 262

VI	Der Weg zum spanischen Atlantik	289
1	Die alten Herren der neuen Welt	291
2	Eroberung	293
3	Neue Herren der alten Herren	311
4	Atlantische Ökologie	322
VII	Das Leben des spanischen Atlantik	335
1	Wirtschaft und Gesellschaft	337
2	Herrschaft und Gesellschaft	364
3	Kultur und Gesellschaft	380
VIII	Der portugiesische, niederländische und jüdische Atlantik	403
1	Portugiesen in Brasilien und der Zuckerzyklus	405
2	Der niederländische Atlantik	413
3	Der jüdische Atlantik	421
4	Brasilien und Portugal im Goldzyklus	423
IX	Die Karibik und der afrikanische Atlantik	431
1	<i>No Peace beyond the Line</i>	433
2	Zuckerrevolution	446
3	Sklavenhandel	453
4	Sklaverei und afrikanische Diaspora	472
X	Der französische und der britische Atlantik	485
1	Französisch-Nordamerika	487
2	Der Aufbau Britisch-Nordamerikas	501
3	Politik und Religion, Gesellschaft und Wirtschaft Britisch-Nordamerikas	522
4	Britisch-französischer Weltkrieg 1684 bis 1763	545
XI	Reform, Revolution, Dekolonisation im atlantischen Raum	551
1	Aufklärung und Reform im iberischen Amerika	553
2	Die nordamerikanische Revolution	566
3	Die Revolution auf Haiti	580
4	Revolutionen und Dekolonisation im iberischen Amerika	586

XII	Wahrnehmung und Aneignung im 16. bis 19. Jahrhundert	601
1	Neue Welt und Alte Welt	603
2	Eurasischer Austausch	624
3	Wechselseitige Aneignung durch Asienmission?	633
4	<i>Novissima sinica</i> : Wissen aus Asien	649
5	Das zweite Entdeckungszeitalter	663
XIII	Imperiale Expansion und Siedlung auf der Nordhalbkugel	675
1	Russland und die eurasischen Imperien	677
2	Die <i>Manifest Destiny</i> der USA und Kanada	698
XIV	Imperiale Expansion und Siedlung auf der Südhalbkugel	723
1	Siedlerrevolution	725
2	Der <i>Cono Sur</i> : Argentinien, Chile, Uruguay	731
3	Südafrika	734
4	Australien	741
5	Neuseeland	752
6	Pazifische Inseln (Ozeanien)	759
XV	Kolonialherrschaft in Indien, Indonesien und auf den Philippinen	767
1	Das britische Empire im 19. Jahrhundert	769
2	Britisch-Indien 1818 bis 1914	775
3	Wirtschaft und Gesellschaft Britisch-Indiens	794
4	Niederländisch-Indien und die spanischen Philippinen	808
XVI	Die Kaiserreiche Ostasiens und der Freihandelsimperialismus	823
1	China	825
2	Japan	839
XVII	Imperialistische Expansion und Kolonialherrschaft in Asien und im Pazifik	857
1	Gerangel um China	859
2	Imperialistische Mächte in Theorie und Praxis	869
3	Hochimperialismus und Kolonialherrschaft in Südostasien und Ozeanien	881

- XVIII Afrika und der Imperialismus 901**
- 1 Afrikanische Expansion und europäisches Vordringen im 19. Jahrhundert 903
 - 2 Gerangel um Afrika 928
 - 3 Aufteilung und Durchdringung Afrikas 950
 - 4 Reaktionen und Epigonen 965
- XIX Kolonialherrschaft in Afrika 977**
- 1 Verwaltung 979
 - 2 Wirtschaft 999
 - 3 Gesellschaft 1018
 - 4 Kultur 1028
- XX Orientalische Frage, Erster Weltkrieg und neue Impulse 1045**
- 1 Orientalische Frage 1047
 - 2 Erster Weltkrieg und Naher Osten 1062
 - 3 Die zweite Dekolonisation: das Britische Commonwealth 1074
 - 4 Neue Impulse in Süd- und Südostasien 1076
- XXI Zweiter Weltkrieg und Dekolonisation Asiens 1097**
- 1 Japanischer Imperialismus und Zweiter Weltkrieg 1099
 - 2 Ein Dekolonisationsprogramm, die USA und der Nahe Osten 1121
 - 3 Dekolonisation Südasiens und Teilung Indiens 1131
 - 4 Dekolonisation Südostasiens und Ozeaniens 1138
 - 5 Dekolonisation als Prozess und Programm 1151
- XXII Spätkolonialismus und Dekolonisation Afrikas 1155**
- 1 Antikoloniale Bewegung, Zweiter Weltkrieg und Spätkolonialismus 1157
 - 2 Nord- und Nordostafrika 1918 bis 1977 1165
 - 3 Britisch-, Französisch- und Belgisch-Afrika südlich der Sahara 1923 bis 1980 1180
 - 4 Portugiesisch-Afrika 1945 bis 1975 1198
 - 5 Südafrika und Namibia 1205
- XXIII Vergangenheiten ohne Zukunft? 1223**
- 1 Kontrolle der Polargebiete? 1225
 - 2 Verspätete Dekolonisation oder imperiale Integration? 1237
 - 3 Israel – die letzte Siedlerkolonie des Westens? 1244

XXIV	Bilanz und Ausblick	1253
1	Von der Expansivität zur Globalität	1255
2	Wirtschaft, Gesellschaft, Umwelt	1262
3	Politik und Staatlichkeit	1277
4	Kultur und Religion	1294
5	Wahrnehmung, Reflexion, Aneignung	1309
	Anhang	1323
	Quellen und Literatur	1325
	Karten- und Abbildungsnachweise	1616
	Orts- und Personenregister	1618

Vorwort

Die vierbändige *Geschichte der europäischen Expansion* (Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 1983–1990) war mein wichtigstes Werk und ihre gründliche Neubearbeitung deshalb jeder Mühe wert. Ich weiß es zu schätzen, dass Wolfgang Beck, Jonathan Beck und Detlef Felken als Verleger sich auf diese Neuauflage eingelassen haben. Allerdings sollte ein Mentalitätswandel der Öffentlichkeit dem Unternehmen zum Vorteil gereichen. Denn ein Thema, das in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eher marginalen Charakter hatte, ist heute in den Mittelpunkt des politischen und wissenschaftlichen Diskurses gerückt. Eine damals in zehn, jetzt noch einmal in weiteren fünf Jahren erarbeitete, wissenschaftlich anspruchsvolle Gesamtdarstellung aus einem Guss ist damit noch sinnvoller geworden.

Das meiste, das ich seinerzeit geschrieben habe, hat zwar den Test durch die wissenschaftliche Entwicklung bestanden. Weil aber neue Erkenntnisse und Gesichtspunkte dazugekommen sind, musste der Text nicht nur verändert, sondern auch erweitert werden. Kürzungen an anderen Stellen waren infolgedessen unvermeidlich. Seinerzeit wurde nur ernst genommen, was sozioökonomisch verankert war. Obwohl schon damals vor allem an Fragen des Kulturkontakts interessiert, hatte ich das Werk daher üppig mit Statistiken und Diagrammen abgesichert. Hier konnte ich Einschnitte vornehmen, weil sich der Erkenntnisgewinn aus einer seitenlangen Handelsstatistik oft in einem einzigen Satz zusammenfassen lässt. Zweitens habe ich mit Bedauern die reiche Ausstattung mit Tafeln und Abbildungen auf Bilder und Karten mit zusätzlichem Informationsgehalt reduziert und auf bloße Illustrationen verzichtet. Drittens habe ich den ausführlichen Anmerkungsapparat, der durch Einfügen der neu verarbeiteten Information in nicht vertretbarer Weise angeschwollen wäre, durch umfassende bibliographische Nachweise für jeden Abschnitt ersetzt. Fachleute können auf diese Weise mit einem Blick nachprüfen, worauf meine Ausführungen beruhen. Interessenten für ein Teilthema haben leichten Zugang zu Quellen und Literatur. Leser, die ein Detail zurückverfolgen möchten, haben es zwar schwer, aber sie waren immer die Ausnahme.

Nur längere Zitate und einige besonders kontroverse Feststellungen werden im Text nachgewiesen. Wenn nicht anders angegeben, stammen die Übersetzungen der Zitate von mir.

Ein Werk dieses Umfangs kann nur auf den Forschungsergebnissen Dritter beruhen. Wenn einzelne Ereignisse oder der literarische Niederschlag neuer Weltwahrnehmung behandelt werden, wird zwar auf Quellen zurückgegriffen, die in diesem Fall Quasiurkundencharakter haben. Für flächendeckende oder langfristige Erscheinungen und träge Strukturen musste ich die Bewältigung von Aktenmassen anderen Leuten überlassen. Wissenschaftliches Arbeiten aus zweiter oder gar dritter Hand ist vertretbar, weil in der Historie die Falsifikationsanfälligkeit mit dem Allgemeinheitsgrad der Aussagen sinkt.

Ich hoffe, auch in diesem Werk ein ausgewogenes Verhältnis von empirischer Sachverarbeitung und theoretischer Reflexion erreicht zu haben. Dabei habe ich versucht, mit möglichst wenig wissenschaftlichem Jargon auszukommen; ich habe es immer für einen Vorzug der Geschichtswissenschaft gehalten, dass sich mit etwas Anstrengung die meisten Dinge durchaus in verständlichem Deutsch darstellen lassen. «Meine» Lektorin Christiane Schmidt hat bei ihrer überaus gewissenhaften Bearbeitung des Manuskripts für den Verlag der Verständlichkeit noch weiter nachgeholfen.

Auch das inzwischen brisant gewordene Problem politisch korrekter Sprache hoffe ich ohne überflüssige Übertreibungen pragmatisch bewältigt zu haben. Während ich in der ersten Auflage in den achtziger Jahren noch problemlos «Neger» und «Negersklaverei» schreiben konnte, habe ich jetzt das «N-Wort» (wie es neuerdings heißt) anderweitig ersetzt. Ich bin aber zum Beispiel oft beim vertrauten «Indianer» geblieben und habe auf «First Nations» und dergleichen verzichtet, weil der deutsche «Indianer» im Gegensatz zum lateinamerikanischen «Indio» und möglicherweise auch zum nordamerikanischen «Indian» keine pejorative Konnotation aufweist. Gelegentlich verwende ich allerdings umstrittene Begriffe wie «Indio», wo ich eine abwertende Perspektive der Quellen wiedergebe, entschärfe sie aber durch Anführungszeichen. Diese sollen anzeigen, dass ich mich mit der quellennahen Verwendung eines Begriffs nicht identifiziere oder ihn ironisch einsetze. Manche kontroversen Kategorien sind ohnehin unentbehrlich, weil sie nur durch nichtssagende Allgemeinbegriffe oder komplizierte Umschreibungen zu ersetzen wären.

Auch die zweite Ausgabe stammt wie schon die erste restlos von mir. Dennoch haben sich auch dieses Mal Dankeschplichten angehäuft: Katrin Wolff in Erfurt hat als Grundlage für die Neubearbeitung den Text der ersten Auflage eingescannt. Das Max-Weber-Kolleg Erfurt hat durch Bettina Hollstein diese Arbeit finanziert. Thomas Wawra in Freiburg war mir eine unentbehrliche

Hilfe im Kampf mit Tücken der Datenverarbeitung. Eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen haben sich freundlicherweise der Mühe unterzogen, Teile des Manuskripts einer kritischen Durchsicht zu unterziehen: Helmut Altrichter, Sabine Dabringhaus, Markus Denzel, Gita Dharampal-Frick, Stig Förster, Iris Gareis, Mark Häberlein, Christine Hatzky, Alexander Keese, Wolfgang Knöbl, Hans-Joachim König, Livia Loosen, Bernd Martin, Christoph Marx, Felicitas Schmieder, Peter Waldmann, Reinhard Wendt, Michael Zeuske; die Anregungen von Mark Häberlein, Alexander Keese und Christoph Marx waren dabei besonders hilfreich. Petra Wagner hat mit großer Sorgfalt und Mühe die Bibliographien überprüft. Es versteht sich aber von selbst, dass ich allein für meine Aussagen und möglichen Fehler verantwortlich bin.

Gudrun Reinhard hat auch diesen Text gründlich und kritisch gelesen. Ihr widme ich das Buch voll Dankbarkeit für die unerschütterliche und gutgelaunte Geduld und Solidarität, mit der sie fünfzig Jahre lang mich und meine Wissenschaft ertragen und getragen hat.

Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Die Expansivität Europas und der Gang der Weltgeschichte

Europa ist immer noch expansiv, obwohl seine weltgeschichtliche Führungsrolle längst der Vergangenheit angehört. 2013 umfasste die Europäische Union 28 Mitglieder. Ein Ende ihrer Expansion ist nicht abzusehen, wobei die Herausforderung Russlands 2014 ohne Bedenken in Kauf genommen wurde. Aber Europa wächst kaum mehr mit Einsatz militärischer Gewalt wie einst, sondern kraft seiner wirtschaftlichen Attraktivität, also nicht durch seine eher marginale *hard power*, sondern durch seine *soft power*. Denn nicht mehr die Verbreitung des wahren Glaubens oder die nationale Größe im agonalen Plural ist wie einst das Leitmotiv der Europäer, sondern grenzenloses Wirtschaftswachstum. Europäisches ökonomisches Denken hat dieser Idee erst im 20. Jahrhundert zum Durchbruch verholfen, gerade rechtzeitig, um die älteren Legitimationsideologien seiner permanenten Expansion, die sich erledigt hatten, durch diese wirkungsvolle neue abzulösen. *Ich expandiere, also bin ich* ist eine angemessene Aktualisierung der klassischen philosophischen Formel für Europa.

Europa war immer expansiv, keineswegs nur zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert, als es weltweit über seine Grenzen hinausgriff. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig. Denn Europa ist nicht aus einem vorgegebenen, klar umgrenzten geographischen, ethnischen oder politischen Substrat herausgewachsen, sondern durch kontingente Expansionsprozesse entstanden, genauer durch die Zufälle von drei sich überschneidenden Expansionen. Die Geschichte Europas kann sich daher nicht auf einen unmissverständlich definierten Raum beziehen, sondern bleibt immer diejenige, die sich Europa jeweils selbst erzählt. Dabei braucht der von Anfang an vorhandene vage geographische Begriff *Europa* nicht einmal vorzukommen. Fehlende Abgrenzung und ständige Expansivität führten notwendig und schon immer zur Verschränkung von europäischer und außereuropäischer Geschichte. Europa lässt sich weniger denn je territorial definieren, sondern nur prozessual als mentales, dabei aber durchaus reales Konstrukt mit unterschiedlichen Zugehörigkeiten. Von Anfang an war Europa mit dem Prozess der eigenen Expansion identisch.

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Das Römische Reich, das die antike Kultur in sich gesammelt hatte, expandierte (1) über deren herkömmlichen, zum geringeren Teil europäischen Lebensraum, das Mittelmeergebiet, hinaus nach Norden, nach Gallien, Germanien, Britannien. *Barbarenvölker*, die man üblicherweise nicht ganz zu Recht als *Germanen* bezeichnet, expandierten (2) ihrerseits aus Nordosten in dieses Reich hinein. Viele dieser Invasoren gingen unter. Dann zerbrach das Reich. Wo sich nördlich der Alpen beide Expansionen überschnitten, überlebten unter Führung fränkischer Könige neue kulturell gemischte Gemeinwesen. Und die Erbin des Imperiums, die Römische Kirche, expandierte (3) mit ihrer Mission in diesen nordalpinen Raum und machte seine Bewohner zu lateinischen Christen. *Die Christenheit oder Europa* war entstanden!

Für kurze Zeit gehörte der größte Teil dieses Raumes zum Reich Karls des Großen – das einzige umfassende Großreich, das es in Europa jemals gegeben hat. Kaiser Karl V., Napoleon Bonaparte und Adolf Hitler sind mit ihren Anläufen zu europaweiter Großreichsbildung alle nach kurzer Zeit an der notorischen politischen Pluralität Europas gescheitert. Dabei ging diese doch durchaus mit kultureller, ursprünglich vor allem religiöser Einheitlichkeit einher. Europas Pluralität dürfte auf die Konvergenz von mehreren Voraussetzungen zurückzuführen sein. (1) Die relative geographische Kleingliedrigkeit des Subkontinents im Vergleich mit anderen Erdteilen traf (2) mit der Vielfalt autonomer Adelsherrschaften zusammen, der ersten politischen Organisationsform der neu entstehenden europäischen Völker. Dazu kam (3) der weltgeschichtlich einmalige, konfliktreiche Dualismus politischer und religiöser Gewalten, von weltlich und geistlich, von Laien und Klerikern, später in institutionell entwickelter Form von Staat und Kirche. Anderswo wurde entweder die Religion von den politischen Gewalten kontrolliert, wie bereits im Bereich des orthodoxen Christentums, oder sie kontrollierte ihrerseits die Politik wie früher in Tibet. Im Rahmen dieser einzigartigen europäischen Konstellation hat sich dann (4) jene individuelle politische Widerspenstigkeit entfaltet, die vormoderne Europäer auszeichnete.

Wie konnte unter diesen Bedingungen politisch ehrgeiziger Wille zur Macht Erfolg haben? Offensichtlich nur in ständiger Rivalität mit anderen, von gleichen Absichten geleiteten Zeitgenossen. Das musste zu häufigen bewaffneten Konflikten führen oder zumindest zu dem Bedürfnis, die eigene Ausgangslage zu verbessern und die eigenen Ressourcen zu vermehren. Auf diese Weise wuchsen erfolgreiche Großherrschaften zu Reichen und schließlich vom 18. bis 20. Jahrhundert einige davon zu modernen Machtstaaten. Territoriale Expansion ist als Mittel und Ziel zugleich ein integrierender Bestandteil dieser Entwicklung.

Zur Expansion gehört also Gewalt! Europa als mythologische Gestalt und als geographische Repräsentationsfigur war zwar eine Frau, aber Europas Expansion blieb in ihrer latenten oder manifesten Gewalttätigkeit von Anfang bis Ende überwiegend Männersache. Hie und da stößt man allerdings auch auf Aktivität von Frauen, nicht zuletzt unter den von der europäischen Expansion betroffenen. Denn die Frauen waren wie alle von der Expansion Betroffenen keineswegs nur passive Objekte und leidende Opfer der Geschichte, sondern verstanden es oft genug durchaus, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen und Europäer mit mehr oder weniger sanfter Gewalt zu bändigen.

Die ersten gewalttätigen Männer, Wikinger, italienische Händler, Kreuzfahrer, portugiesische Entdecker, spanische Conquistadoren und britische Seehelden, gehörten zu einem Typ Abenteurer, der schon in der *Odyssee* auftritt. Als Seefahrer waren diese Leute je nach Gelegenheit Kaufleute, Räuber, Sklavenhändler, Entdecker und Eroberer. Sie und nicht die Machthaber ihrer Herkunftsländer begannen mit der Expansion. Am Anfang der Kolonialreiche stand seltener die Initiative politischer Instanzen als die kooperative Selbstorganisation interessierter Individuen in Netzwerken bis hin zu den großen Handelsgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Könige und Fürsten fanden die Beteiligung an diesen Geschäften lukrativ, wurden zur Legitimation herangezogen oder wollten sich die Kontrolle über die Entwicklung sichern. Noch im 19./20. Jahrhundert ging die Initiative zur Expansion häufig von den *Männern vor Ort* (*men on the spot*) aus, Entdeckungsreisenden, Kaufleuten, Missionaren, Militärs und immer noch Abenteurern, die es verstanden, die Politik in ihre Unternehmungen hineinzuziehen.

Süd- und Westeuropa sind in einer Weise zum Meer geöffnet wie kaum ein anderer Teil der Erde. Dass die Expansion dort maritimen Charakter annahm, versteht sich demnach von selbst. Doch während Wikinger und Kreuzfahrer versuchten, in Übersee Herrschaften zu gründen, unterwarfen auch zu Lande die etablierten Herren Europas ihre Nachbarn oder holten sich Kolonisten ins Land und gründeten Städte, um ihre Herrschaft durch innere Expansion zu stärken. Im Zusammenhang damit verbreitete Mission das lateinische Christentum. Auf diese Weise expandierte die lateinische Christenheit vom ehemaligen Karolingerreich ausgehend nach Osten, wo sie auf Konkurrenz aus Byzanz stieß. Große Teile Osteuropas wurden von hier aus bekehrt, mit erheblicher kultureller Differenz als Folge. Sie beginnt mit den griechischen und slawischen Kirchen- und Kultursprachen, die nicht mit dem lateinischen Alphabet geschrieben werden wie die Sprachen des von Rom bekehrten Europas.

Es wäre daher historisch durchaus sinnvoll, Europa zunächst einmal als lateinisches Europa zu definieren, als den Einzugsbereich der von der Römi-

schen Kirche und ihren Nachfolgern verbreiteten lateinischen Kultur. Denn auch die Übersee-Expansion geht von diesem Raum aus. Daraus ergäbe sich noch heute eine Grenzzone zwischen Finnland, den baltischen Staaten, Polen, Ungarn und Kroatien auf der einen Seite, Russland, Weißrussland, der Ukraine, Rumänien und Serbien auf der anderen. Beim Zerfall Jugoslawiens hat sich gezeigt, dass diese kulturelle Grenze nach wie vor existiert. Dass sie früher im Dienste des sogenannten christlichen Abendlandes und der NATO gegen den Kommunismus politisch instrumentalisiert wurde, machte diesen historischen Befund allerdings lange Zeit schwer vermittelbar.

Nun ist die Religion im Westen wie im Osten entgegen früheren Säkularisierungstheorien zwar noch lebendig, aber seit der europäischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts dennoch nicht mehr der Inbegriff von Kultur. Ausgerichtet auf diese autonome europäische Kultur mit ihrer säkularen Wissenschaft und Technologie, ihrer säkularen Politik und ihrem säkularisierten Alltag haben sich Russland seit dem 18. Jahrhundert und die Türkei im 20. europäisiert. Russland hat darüber hinaus seine Kolonie Sibirien erfolgreich russifiziert und damit ebenfalls europäisiert. Daraus ergäbe sich eigentlich der Schluss, dass Europa inzwischen bis zum Pazifischen Ozean reicht – offensichtlich eine ziemlich absurde Vorstellung. Aber Europa hat eben keine eindeutige Ostgrenze; der Bosphorus und der Ural sind historische Konventionen ohne zwingenden Charakter.

Allzu häufig wurde die europäische Expansion auf *Imperialismus* und *Kolonialismus* in Übersee beschränkt, auf den erfolgreichen Drang nach Eroberung von Kolonien in Amerika, Asien und Afrika und deren Beherrschung und Ausbeutung. Immer handelte es sich dabei um weit entfernte Länder, die nur zur See erreichbar waren. Die Geschichte Russlands zeigt aber, dass imperiale Expansion und Herrschaft über Kolonien nicht nur maritim, sondern auch kontinental im territorialen Zusammenhang mit dem Reichszentrum stattfand. Doch auch die maritime Expansion begann in Europa selbst und führte die ursprüngliche Selbstkonstitution Europas durch Expansion einfach über Europa hinaus fort. Die Entdeckung des sogenannten *inneren Kolonialismus* in Europa, insbesondere des kolonialen Charakters der Herrschaft Englands über Nebenländer wie Irland, bestätigt diesen Sachverhalt aus der umgekehrten Perspektive. Bezeichnenderweise waren es Länder, die bereits in Europa Erfahrungen mit Reichsbildung gesammelt hatten, nämlich Portugal und Kastilien in der *Reconquista* sowie England in Irland, von denen die ersten Reichsgründungen in Übersee ausgingen. Dabei wurde dann auf bereits in Europa bewährtes Personal zurückgegriffen.

Offensichtlich lief Expansion innerhalb wie außerhalb Europas auf Reichsbildung hinaus. Kolonialreiche stellen nur Varianten europäischer Reiche dar

und sind infolgedessen nicht immer leicht von Reichen anderer Art zu unterscheiden. Große Reiche oder *Imperien* erregen inzwischen wieder das Interesse der Forschung und werden als politische Organisationsform eigenen Rechts gegenüber dem modernen Staat rehabilitiert. Reiche waren aber seit Jahrtausenden die normale Form politischer Großorganisation. Der moderne Staat ist demgegenüber eine Ausnahme, die erst seit dem 18./19. Jahrhundert und zunächst nur in Europa auftrat.

Der Hauptunterschied zwischen Reich und Staat liegt in der loseren politischen Struktur von Reichen, während die Modernität von Staaten Einheit und Einheitlichkeit verlangt. Statt einer einheitlichen Staatsgewalt gibt es in Reichen verschiedenerlei parallele oder abgestufte Instanzen, die nicht durch Delegation der Zentralgewalt entstanden, sondern eigenen Rechts sind. Statt der Einheit des Staatsgebiets kann ein Reich aus Gebieten mit verschiedenem Rechtsstatus und verschieden intensiver Bindung an die Zentrale bestehen. Häufig wird deren Kontrolle in konzentrischen Kreisen nach außen immer schwächer; bisweilen existiert nicht einmal eine eindeutige Grenze zum Nachbarreich. Ein Staatsvolk aus Individuen gleichen Rechts oder auch gleicher Rechtlosigkeit hat einheitlich und homogen zu sein, vor allem dieselbe Sprache zu sprechen, früher außerdem derselben Religion anzugehören, auch wenn beides oft genug fiktiv war und ist. Als Rechtsstaat erzwingt der Staat die Rechtseinheit, als Nationalstaat die ethnische Geschlossenheit. Demgegenüber leben in einem Reich Menschen verschiedener Gruppen unterschiedlichen Rechts und unterschiedlich intensiver Bindung an die Zentrale mehr oder weniger friedlich zusammen. Oft genug regeln informelle Gewohnheiten statt ausdrücklicher Rechtsvorschriften dieses Zusammenleben. Nicht das staatsunmittelbare Individuum war dort ursprünglich der Elementarbaustein des Gemeinwesens, sondern die Familie unter dem Hausvater und die Korporation oder Gemeinde unter ihrem Oberhaupt. Ein Staatsvolk ist mehr oder weniger mit den Einwohnern des Staates identisch, eine Reichsvolk hingegen besteht aus der politisch maßgebenden unter den verschiedenen Einwohnergruppen. Die Verwandlung eines Reiches aus ungleichen Bestandteilen in eine Föderation aus gleichen ist eine Form von politischer Modernisierung, von *Verstaatlichung*, die vor allem in der Dekolonisation des Britischen Empire immer wieder auftaucht.

Der moderne Staat ist souverän, weil er nichts und niemand über sich und auch keine Autonomie unter sich anerkennt. Praktisch kommt diese Souveränität im Monopol der Ausübung legitimer physischer Gewalt nach innen durch Verwaltung, Justiz und Polizei zum Ausdruck. Nach außen handelt es sich um das uneingeschränkte Recht zur Kriegführung nach Belieben durch das staatliche Militär. Hier erweisen sich Reiche als Vorform des modernen Staates,

denn auch ihre Herren beanspruchten Souveränität, selbst wenn ihnen außerhalb Europas zwar die Sache, nicht aber dieser europäische Rechtsbegriff vertraut war. Am ehesten konnten sie diesen Anspruch im Krieg verwirklichen, auch wenn ihr Militär oft genug noch nicht rein staatlich war. Mit dem inneren Gewaltmonopol war es wegen der genannten losen Struktur der Reiche meist weniger gut bestellt. Ein souveräner Herrscher pflegte zwar wie der moderne Staat keine Gewalt über sich anzuerkennen, war aber nicht wie dieser der Urheber der eigenen Legitimation, sondern durch Fremdlegitimation *von Gottes Gnaden* oder als *Sohn des Himmels* in transzendente Regelwerke eingebunden. Der moderne Staat hingegen ist säkular, legitimiert sich mittels des juristischen Konstrukts der Volkssouveränität aus eigener Kraft und entscheidet über die eigene Zuständigkeit. Als faschistische oder kommunistische Diktatur wie als Daseinsvorsorgestaat hat er diese Kompetenz im 20. Jahrhundert ins Totale ausgeweitet. Denn der moderne Staat ist Machtstaat. Er stellt die wirkungsvollste Machtkonzentration dar, die Menschen jemals erfunden haben.

Die meisten kolonialen Imperien blieben Reiche im vormodernen Sinn. Denn die europäische Expansion auf ihrem Höhepunkt lief geradezu darauf hinaus, dass sich Machtstaaten außerhalb ihrer Territorien zusätzliche Reiche schufen. Das Erfolgsgeheimnis bestand dabei darin, dass es zu diesem Zeitpunkt weltweit ohnehin nur Reiche gab, die selbst bei beträchtlicher Machtentfaltung dem modernen Staat nicht gewachsen waren. Dessen Überlegenheit mochte zwar in Wirtschaftskraft und Militärtechnologie zum Ausdruck kommen, beruhte aber letztlich auf der Fähigkeit, im Ernstfall grenzenlose Ressourcen zu mobilisieren. Von ausschlaggebender Bedeutung war dabei der im 17./18. Jahrhundert in Europa erfundene Staatskredit, der im Rest der Welt damals unbekannt war. Machtentfaltung mit langem finanziellem Atem setzte sich gegen solche mit kurzem durch. Am Umbau Japans vom Reich zum Staat und seinen anschließenden politischen Erfolgen wird auch dieser Grund für den Erfolg der europäischen Expansion überaus deutlich.

So war die Bezeichnung *Kolonien* für Kolonialreiche lange Zeit überhaupt nicht üblich; dieser Begriff scheint sich erst im 18. Jahrhundert etabliert zu haben. Bis dahin blieb Kolonie ganz im Sinne der altrömischen *colonia* auf neu gegründete Ansiedlungen auf fremdem Boden beschränkt; auf Englisch hießen sie *plantations*. *Las Indias*, wie die amerikanischen Teile des frühneuzeitlichen spanischen Reiches genannt wurden, waren formal gleichberechtigte Königreiche in der Gesamtmonarchie wie Aragon oder Neapel, allerdings galt hier wie dort die informelle kastilische Vorherrschaft. Im Britischen Empire kam es im 19./20. Jahrhundert zur formellen Gleichstellung der von Weißen bewohnten *Dominions* mit England, nachdem die Verweigerung dieses Status

zum Abfall der USA geführt hatte. Die übrigen Gebiete behielten eine von Fall zu Fall verschiedene Rechtsstellung mit unterschiedlich enger Bindung an die Zentrale. Indien war ein Sonderfall; es hatte sogar ein eigenes Ministerium in London.

Insgesamt war die Kontrolle der überseeischen Kolonialreiche nie besonders intensiv. Aus Kostengründen fehlte es wie in vormodernen Reichen auf europäischem Boden auch dort an Personal für die Lokalverwaltung. Hier wie dort musste man auf Zusammenarbeit mit einheimischer Verwaltung zurückgreifen oder diese in Gestalt der sogenannten Amtshäuptlinge in Teilen Afrikas überhaupt erst einrichten. Bereits die spanische Kolonialherrschaft in Amerika funktionierte trotz bürokratischer Bestandteile nach demselben Prinzip. Die viel gerühmte *indirect rule* mittels indischer Fürsten und nordnigerianischer Emire war nicht Ergebnis britischer Weisheit, sondern britischer Sparsamkeit. Sie wurde aus ähnlichen Gründen auch von anderen Kolonialmächten eingeführt und bereits von den Römern praktiziert, zum Beispiel in Palästina. Auch in den Kolonialreichen des 19./20. Jahrhunderts kann also von moderner Staatlichkeit nur ausnahmsweise die Rede sein; allenfalls in den englischen Siedlungskolonien und in Britisch-Indien. Überwiegend wurde die Welt von Europa mit vormodernen Methoden von Reichsherrschaft regiert, das heißt im Regelfall durch einheimische Klienten, aber mit einer europäischen Reserve zum Eingreifen im Notfall. Modern war dieses System allenfalls insofern, als es sich je länger desto mehr um Klienten des jeweiligen Kolonialstaates und nicht mehr um solche des einzelnen Machthabers handelte.

Daher ist zur genaueren Differenzierung der europäischen Expansion eine Typologie von Reichen ebenso hilfreich wie eine solche von Kolonien. Aus der ausschlaggebenden Perspektive des Verhältnisses von Zentrum und Peripherie des Imperiums bietet sich die Unterscheidung von vier Reichstypen an:

1. Der aus europäischer Sicht vermutlich älteste Typ *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation* mit einem schwachen Zentrum und ohne unbestrittene Schwerpunktbildung. Er konnte auf kolonialem Feld keine Rolle spielen, weil er für sich allein genommen zu weiterer Expansion nicht fähig war. Dazu waren allenfalls die stärksten unter seinen Fürsten auf eigene Rechnung in der Lage. In der Tat waren Österreich und Preußen damit erfolgreich, allerdings kaum in Übersee.
2. Der spanische Typ mit einer nationalen Monarchie im Zentrum, wobei diese Monarchie allerdings ihrerseits den vormodernen Charakter eines Reiches hatte. Nicht nur, dass ihre offizielle Bezeichnung noch lange im Plural *Las Españas* lautete, auch Kastilien als Führungsmacht im engeren Sinn war trotz starker Monarchie eher ein Bündel verschiedener Herrschaften als ein

moderner Territorialstaat. Erst die aufgeklärte Monarchie des 18. Jahrhunderts betrieb erfolgreich moderne Staatsbildung und versuchte auch in den Kolonien die Zügel anzuziehen.

3. Der britische oder französische Typ des 19./20. Jahrhunderts mit einem starken modernen Machtstaat im Zentrum. In dieser Zeit erreichte die Staatsbildung in Europa ebenso ihren Höhepunkt wie die europäische Reichsbildung außerhalb Europas. Das europäische Mächtesystem mit seiner stabilen Instabilität erlaubte nämlich kaum noch Expansion in Europa selbst. Doch im Interesse der nationalen Selbstbehauptung musste Expansion sein. Da außerhalb Europas nirgends ein dem modernen europäischen Machtstaat vergleichbarer politischer Entwicklungsstand erreicht war, stieß die Expansion der europäischen Mächte nur selten auf dauerhaften erfolgreichen Widerstand.

Solange Großbritannien dabei einen historischen Vorsprung besaß, begnügte es sich mit den indirekten Methoden des sogenannten Freihandelsimperialismus. Doch sobald Andere aufgeholt hatten, geriet die europäische Expansion zum hochimperialistischen Wettrennen, das durch die zunehmende politische Partizipation der Massen und die entsprechenden Medien weiter angeheizt wurde. Das Ergebnis war die fast restlose Aufteilung der Erdoberfläche unter die europäischen Kolonialmächte und die von ihnen in Bewegung gesetzten Mitbewerber USA und Japan. Auch die wenigen Länder, die ihre formelle politische Unabhängigkeit nicht verloren wie China, Thailand, Iran oder das Osmanische Reich, unterlagen weit reichendem europäischem Einfluss.

4. Der russische Typ, bei dem ein werdender moderner Machtstaat immer weitere angrenzende Gebiete in Besitz nahm, in sein politisches System integrierte und die Bevölkerung verdrängte oder assimilierte. Das konnte mit der *hard power* politischen Zwangs geschehen oder mit der *soft power* einer überlegen auftretenden Kultur einschließlich Mission der orthodoxen Kirche. Dazu kam die planmäßige Ansiedlung von Russen verbunden mit der Erschließung des Landes durch Eisenbahnbau. Am Ende stand sogar der Versuch, darüber hinaus nach Übersee zu expandieren, nach Alaska und Kalifornien.

Kontinentalexpansion dieser Art wurde auch außerhalb Europas und seines Einzugsbereichs praktiziert, von Mächten wie China, die keine Übersee-Expansion betreiben konnten oder wollten. Die russische Expansion stieß dann auch prompt bereits im 17. Jahrhundert mit der chinesischen zusammen. Offensichtlich ist Kontinentalexpansion der historische Normalfall, die europäische Übersee-Expansion trotz ihrer gewaltigen Ausmaße hingegen die Ausnahme.

Die europäischen Mächte wandten sich nach Übersee, sobald sie in der Nachbarschaft keine Expansionsmöglichkeit mehr hatten. Nur den Russen blieb weiter die Möglichkeit zur Kontinentalexpansion.

Außerdem waren die neuen Europa, vor allem die unabhängigen USA, aber auch verschiedene lateinamerikanische Länder sowie die britischen Kolonien Kanada, Südafrika und Australien mit derartigem *Kontinentalimperialismus* höchst erfolgreich. Im Falle der USA und Australiens schloss sich ebenfalls nahtlos Überseeimperialismus in der Pazifischen Inselwelt an. Soweit es sich um unabhängige ehemalige Kolonien Europas handelte, könnte man aus der Perspektive der europäischen Expansion von *Sekundärexpansion* oder *Sekundärimperialismus* sprechen, im Falle britischer Kolonien von *Subimperialismus*. Die Geschichte kennt ja durchaus auch *Subkolonien* als Kolonien von Kolonien. So waren die Philippinen lange ein Kolonie Mexikos, und Angola war zeitweise mehr von Brasilien als von Portugal abhängig.

Im Zuge der Dekolonisation hat sich gezeigt, dass Kontinentalimperien schwer oder gar nicht dekolonisierbar sind, denn sie haben die Vorbewohner weitgehend durch Siedler ersetzt und entweder marginalisiert oder assimiliert. Nur Kaukasien und Zentralasien einerseits, Südafrika andererseits stellen Ausnahmen dar, weil hier die politische Assimilation bereits am Zahlenverhältnis von Herrenvolk und Kolonisierten scheitern musste. Hier hatte es auch heftigen Widerstand verschiedener Gruppen gegen die Kolonialherrschaft gegeben, während anderswo das Erfolgsgeheimnis der europäischen Expansion in der notorischen Unterlegenheit der Nichteuropäer bestand, im 16./17. Jahrhundert der Indianer, im 19./20. Jahrhundert dann auch der Asiaten und der Afrikaner.

Nur damit lässt sich koloniale Reichsbildung von nichtkolonialer unterscheiden. Kolonialherrschaft ist zwar Fremdherrschaft, wie sie auch in anderen Reichen häufig ist, aber Fremdherrschaft unter zusätzlicher Ausnutzung einer partiellen oder generellen Entwicklungsdifferenz zwischen Herren und Beherrschten. So lief die Unterwerfung der Griechen durch die Römer oder die Kontrolle der DDR durch die Sowjetunion zwar auf direkte oder indirekte Fremdherrschaft hinaus, war aber keine Kolonialherrschaft, denn sie ließ sich nicht auf ein unterschiedliches Entwicklungsniveau der Beteiligten zurückführen. Demgegenüber waren die Steinzeitvölker Amerikas den expandierenden Europäern in fast jeder Hinsicht unterlegen. Die Asiaten hingegen mochten den Europäern kulturell ebenbürtig oder sogar überlegen sein. Es fehlte ihnen aber wie den Afrikanern an einer politischen Ordnung, die im 18. bis 20. Jahrhundert dem modernen Machtstaat gewachsen gewesen wäre, vor allem als dieser auch noch auf überlegene Militärtechnologie zurückgreifen konnte.

Natürlich ist der Begriff *Entwicklungsdifferenz* geeignet, Anstoß zu erregen und als rassistisch missverstanden zu werden. Er muss aber rein beschreibend und streng wertfrei verstanden werden. Weder wird damit unterstellt, dass es einen allgemeinverbindlichen Entwicklungspfad der Menschheit zu einem Modernitätsgipfel gibt, auf dem der Westen thront, noch dass es eine erfreuliche Entwicklung ist, Atombomben zu besitzen statt Pfeil und Bogen. Es geht allein darum, dass sich aus derartigen Entwicklungsunterschieden historische Folgen ergeben haben.

Außerdem lässt sich aus diesem Begriff auch nicht auf einen eindeutigen Gegensatz von aktiven Kolonisatoren und passiven Kolonisierten schließen. Zwar ist der Rechtsstatus der Untertanen von Kolonialreichen in der Regel niedriger, der Ausbeutungsgrad höher als im Falle europäischer Untertanen. Das ist besonders deutlich an den «Indios» des spanischen Imperiums zu beobachten. Nichtsdestoweniger sind auch sie Akteure der Kolonialherrschaft, wenn auch mit unterschiedlicher und wechselnder Rollenverteilung gegenüber ihren Herren. Die Kolonisierten mögen Kolonialherrschaft geduldig hingenommen, ihr Widerstand geleistet oder sie schlau unterlaufen haben, sie mögen mit den Kolonialherren kollaboriert oder von jenen ausgehende Impulse zum Kulturwandel sogar begeistert aufgegriffen haben – in jedem Fall haben sie die Kolonien und damit auch die postkoloniale Welt aktiv mitgestaltet. Oft genug lassen sich nicht einmal Täter und Opfer eindeutig trennen.

Deswegen erschöpft sich die Geschichte der europäischen Expansion nicht in den einschlägigen Aktivitäten der Kolonialmächte, sondern stellt den Aufstieg und Fall der kolonialen und postkolonialen Gesellschaften und Gemeinwesen in den Mittelpunkt des Interesses. Allerdings haben die Machtverhältnisse zu einer ungleichgewichtigen Quellen- und Forschungslage für die Aktivitäten der Kolonialherren und der Kolonisierten geführt. Deshalb bleibt ein Übergewicht der westlichen Perspektive bei der Darstellung einstweilen noch unvermeidlich.

Die Impulse zum Wandel mögen zwar überwiegend von den Kolonialmächten ausgegangen sein, aber ihre Verarbeitung musste weitgehend zu den Bedingungen der einheimischen Kulturen stattfinden. Japan ist sicher ein herausragender Fall, aber keineswegs der einzige. Deshalb steht am Ende trotz weltweiter kultureller Gemeinsamkeiten keine einzige Moderne rein westlichen Zuschnitts, sondern eine Mehrzahl unterschiedlicher Modernen. Denn bereits nach dem historischen Ablauf lassen sich vier verschiedene Modernisierungspfade unterscheiden: (1) Europa selbst, (2) seine Siedlungskolonien, das heißt die neuen Europa der Nord- und der Südhalbkugel, (3) von außen angestoßene, aber autonom vollzogene Modernisierung wie in Japan, (4) die

mehr oder weniger gewaltsame Modernisierung in den Kolonien unter Fremdherrschaft, die aber, wie gesagt, ebenfalls kein einseitiger Vorgang gewesen ist.

Damit erweist sich die Besiedelung der Erde durch den Menschen und in diesem Rahmen die von der europäischen Expansion in Gang gesetzte Interaktion der Kulturen als angemessenes Leitmotiv einer neuen Weltgeschichte des letzten halben oder sogar ganzen Jahrtausends aus globaler Perspektive. Gewiss, die Feststellung, dass dabei wesentliche Impulse von Europa ausgegangen sind, ist eurozentrisch. Aber erstens ist die Sache selbst aus diesem Grunde eurozentrisch und zweitens dürfen wir für eine solche Aussage reflektierten *aufgeklärten Eurozentrismus* in Anspruch nehmen – mehr können wir ehrlicherweise sowieso nicht leisten. Inzwischen ist nämlich klar, dass es nicht um historische Verdienste irgendwelcher Völker geht, denen wir zufälligerweise angehören, sondern um ein Geflecht von Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und Impulsen einerseits, um die Akkumulation von Zufällen andererseits, durch die Europa seine weltgeschichtliche Rolle zugewiesen wurde. Ebenso klar ist heute, dass solche historischen Prozesse, die sich auf Märkten abspielen, in der Regel mit Schattenseiten, ja mit Verbrechen verbunden sein müssen. Die Unausweichlichkeit dieser Entwicklung entlässt bedenkenlose oder kriminelle Akteure aber nicht aus der Verantwortung für ihre (Un-)Taten.

Die europäische Expansion des 19./20. Jahrhunderts wird häufig als *Imperialismus* bezeichnet, das ganze System der Kolonialherrschaft als *Kolonialismus*. Man muss aber beachten, dass es sich um Begriffe des 19. Jahrhunderts handelt, die im 20. in polemische Kampfpaparn, geradezu in Schimpfwörter verwandelt wurden. Sie sind daher nur mit Vorsicht verwendbar und für die Vormoderne nur im übertragenen Sinn, denn dort gehören sie eigentlich nicht hin.

Kolonialismus setzt wie *Kolonialreich* und *Kolonialherrschaft* logisch die Begriffe *Kolonie* (vom römischen *colonia*) und *Kolonisation* voraus. Kolonisation bedeutet einfach die Errichtung von Kolonien, zum Beispiel auch in einem trocken gelegten Moor an der Oder. Kolonie ist also eine Neuansiedlung, die selbständig sein oder unter der Kontrolle des Gemeinwesens bleiben kann, aus dem die Siedler stammen. In übertragenem Sinn wurde aber jedes räumlich von dem betreffenden Gemeinwesen getrennte Herrschaftsgebiet Kolonie genannt, vor allem wenn es in Übersee lag. Der Minimalinhalt des Begriffs Kolonie besteht also in Siedlung *oder* Herrschaft, der Maximalinhalt in Siedlung *und* Herrschaft. Danach lassen sich in der Geschichte drei Grundtypen von Kolonien unterscheiden, die ihrerseits Varianten aufzuweisen haben.

1. *Stützpunktkolonien*, die entweder wirtschaftlichen Zwecken wie dem Handel oder der Sicherung militärischer Präsenz oder beidem dienen sollen. Dem-

gemäß kann es sich (a) um Niederlassungen im Rahmen fremder Gemeinwesen handeln wie die Kolonien der italienischen Kaufleute in orientalischen Städten des Mittelalters oder noch heute die deutsche Kolonie in Rom. Oder es werden (b) autonome Gebilde auf fremdem Boden geschaffen. So haben einst die Makedonen und die Römer Ansiedlungen errichtet, später Portugal und andere westeuropäische Seemächte Stützpunktnetze am Indischen Ozean und schließlich die Briten ihr weltweites System von Flottenstützpunkten. In der Regel wurden dabei wirtschaftliche mit militärischen Zielsetzungen verbunden. Stützpunktnetze können auch am Beginn der allmählichen Umwandlung des Landes in eine Siedlungs- oder Herrschaftskolonie stehen, so die Forts im Wilden Westen der USA oder die Stützpunkte der Russen in Sibirien.

2. *Siedlungskolonien* können als Urtyp von Kolonie gelten, denn Kolonisation wurde als die fortschreitende Besiedelung und Urbarmachung der Erde durch die an Zahl zunehmende Menschheit betrachtet. Das galt sogar als Erfüllung des biblischen Schöpfungsbefehls: *Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan* (Gen 1,28)! Dabei wird aber übersehen, dass nur wenige Neusiedlungsländer von Amerika über Australien bis Palästina bei Anlage der Kolonien vorher menschenleer waren. Sie wurden bereits von anderen Menschen bewohnt, die unterlegen waren und daher weichen oder dienen mussten. Meistens handelte es sich um die Verdrängung von Jägern, Sammlern und Nomaden durch sesshafte Ackerbauern, um die Verbreitung von *cultura*, das heißt der hochentwickelten Wirtschaftsform des Ackerbaus mit dem dazugehörenden Privateigentum an Grund und Boden. Wo bereits Ackerbauern saßen wie in Algerien oder Palästina, ging es um die Durchsetzung höher entwickelter Formen von Landwirtschaft. Daraus konnte sich (a) die völlige Verdrängung der Vorbewohner ergeben wie in Britisch-Nordamerika und Australien, oder (b) deren mehr oder weniger weitgehende Verwandlung in abhängige Arbeitskräfte wie in Algerien und im Palästina Israels, oder (c) die Ersetzung der vorgefundenen Bevölkerung durch importierte Arbeitskräfte wie auf amerikanischen Sklavenplantagen. Derartige Kolonisation setzt aber Kolonialherrschaft voraus.

3. *Herrschaftskolonien*, die sich nicht auf Stützpunkte beschränken, sondern das ganze Land kontrollieren, aber ohne es durchgehender Neubesiedelung zu unterwerfen. (a) Dabei steht der ältere spanisch-amerikanische Typ der Siedlungskolonie nahe, denn hier lassen sich zahlreiche Einwanderer auf Dauer in der Kolonie nieder, gründen ihre Existenz aber in erster Linie auf die Herrschaft über eine eingeborene Mehrheit, die zu diesem Zweck zumindest grundsätzlich in ihrer wirtschaftlichen Lebensform belassen wird. (b) Der neuere, asiatisch-afrikanische Typ mit dem Musterfall Britisch-Indien ist

durch die Herrschaft einer winzigen Minderheit von nicht einmal permanent ansässigen Kolonialherren über eine überwältigende Mehrheit von Einheimischen gekennzeichnet. Beide Varianten können aber nur auf der Basis der Kollaboration einheimischer Helfer funktionieren.

In jedem Fall gehört Einwanderung bzw. Auswanderung zu Kolonien und Kolonialreichen. *Migration* tritt hier aber nicht als Wanderung ganzer Völker auf, sondern als mehr oder weniger massenhafte von Individuen. (a) Sie konnte auf Siedlungs- und Herrschaftskolonien gerichtet sein, brauchte sich aber nicht auf solche zu beschränken. Die meisten europäischen Auswanderer zogen in die bereits unabhängigen USA, die aber immerhin ihrerseits ein Produkt der europäischen Expansion waren. (b) Die erzwungene Migration von Arbeitskräften war aber mindestens ebenso wichtig, zunächst als atlantischer Sklavenhandel, später halbfreiwillig als Kulihandel (*pig trade*). Bestimmte Länder haben infolge der europäischen Expansion heute eine völlig andere Bevölkerung als zur Zeit ihrer Entdeckung.

Doch wie kam es überhaupt zu den europäischen Entdeckungen, die in der jüngeren Weltgeschichte nichts Vergleichbares haben? Wie kam es, dass die Europäer ihre unaufhörliche Expansion mangels innereuropäischer Möglichkeiten so erfolgreich in außereuropäischen Ländern fortsetzen konnten? Wie kam es zu der ausschlaggebenden Entwicklungsdifferenz im Allgemeinen und zur konkreten Expansion europäischer Völker im Besonderen? Die anhaltende Diskussion über die Gründe und Hintergründe des Erfolgs der europäischen Expansion, über *das Wunder Europa*, litt lange darunter, dass die Annahme irgendeiner Art von europäischer Überlegenheit, wie sie zur Blütezeit der Expansion für das europäische Selbstbewusstsein selbstverständlich gewesen war, im Zeichen des erfolgreichen Antikolonialismus dem angefochtenen Selbstbewusstsein der Europäer und Amerikaner politisch wie wissenschaftlich als unzulässig galt.

Folgende Überlegungen können aber dennoch auf Zustimmung hoffen: (1) Während der frühen europäischen Expansion in der Welt vom 15. bis zum 17. Jahrhundert kann wie zur Zeit ihrer Vorläufer im europäischen Mittelalter von genereller Überlegenheit der Europäer gegenüber den asiatischen Hochkulturen keine Rede sein. Wahrscheinlich ist sogar das Gegenteil richtig, denn die ersten europäischen Anläufe zur Übersee-Expansion im Gefolge der Kreuzzüge sind gescheitert. Dass die Machtverhältnisse in der Neuen Welt anders lagen, führte dort zu frühen Erfolgen, während in Asien und teilweise auch in Afrika die Europäer nur geduldet wurden und einheimische Mächte den Ton angaben. (2) Das änderte sich erst seit dem späten 18. Jahrhundert, aber zunächst nicht wegen der sogenannten industriellen Revolution, sondern weil die

europäischen Reiche sich in Machtstaaten verwandelten, denen bis ins 20. Jahrhundert niemand mehr gewachsen war und die daher ungescheut zusätzliche Reichsbildung im Rest der Welt anstreben konnten. Dieser Vorgang wurde einerseits durch eine Reihe von Krisen in den asiatischen Reichen, andererseits seit dem 19. Jahrhundert durch die Entwicklung der europäischen Wirtschaft und Technologie zusätzlich begünstigt. (3) In diesem Rahmen dürfte es aber bereits im Mittelalter, möglicherweise sogar als Erbe der Antike Eigentümlichkeiten der europäischen Kultur gegeben haben, die den Europäern doch den einen oder anderen Wettbewerbsvorteil verschafft haben. Anläufe zu einer weltweit vergleichenden Ideengeschichte haben allerdings auch in dieser Hinsicht eher zu Hinweisen auf erstaunliche Parallelen geführt.

Nichtsdestoweniger erscheinen mir zwei miteinander zusammenhängende unter den immer noch umstrittenen Möglichkeiten eines europäischen Vorsprungs besonders plausibel. Zum einen die besondere Wissenskultur, die u. a. anderem in der einzigartigen europäischen Einrichtung der Universität verankert war. Sie prämierte zunächst zwar noch nicht empirische Forschung, wohl aber systematische Neugier. Dazu gehörte eine hochentwickelte Technik zum Übersetzen aus fremden Sprachen und Kulturen, die aus dem Zwang zum ständigen Umgang mit dem jüdischen und dem antiken Erbe der eigenen Kultur erwachsen war. Zum anderen der mit dieser Wissenskultur unterfütterte christliche Wille zur Weltmission gemäß dem Befehl des Religionsstifters: *Machet alle Völker zu Jüngern!* (Mt 28,19). Vor allem in den Orden der katholischen Kirche fand diese Mission ebenso entschlossene wie kompetente Vorkämpfer, die seit den Anfängen der europäischen Expansion mit von der Partie waren.

Damit sind aber die Anfänge der Expansion in die außereuropäische Welt so wenig erklärt wie mit dem Profitstreben von Kaufleuten, mit dem Ehrgeiz abenteuerlustiger Ritter, mit der Planung von Politikern und schon gar nicht mit jenem Prunkstück kulturhistorischer Konstruktion von 1860, dem *Renaissancemenschen*, der angeblich die Ketten mittelalterlicher Beschränktheit, die es nie gab, abschüttelte und zur *Entdeckung der Welt und des Menschen* aufbrach. Wir können zwar Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und die Antriebe aller eben genannten Leute analysieren und damit plausible Szenarien konstruieren. Eine kausale Gesamterklärung der europäischen Expansion ist aber auf diese Weise nicht zu finden. Denn auch die europäische Expansion kommt wie die meisten geschichtlichen Ereignisse, Prozesse und Strukturen durch einzelne Zufälle und deren abermals zufällige Häufung zustande, die freilich durch Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und zeittypische Antriebe kanalisiert wird. Bei Christoph Columbus sind solche Voraussetzungen,

Rahmenbedingungen und Antriebe in ungewöhnlich deutlicher Weise konzentriert. Doch damit können wir sein Handeln zwar verständlich machen, aber nicht erklären. Die Erklärung entspringt vielmehr den Zufällen seines Lebens und der Interaktion mit seinen Zeitgenossen.

2

Asienkontakte der griechisch-römischen Antike

Die europäische Ausbreitung über die Erde ist ein neuzeitlicher Vorgang. Aber sie hat eine Vorgeschichte, die bis in die Antike zurückreicht, eine Vorgeschichte, deren Kenntnis erheblich zu ihrem Verständnis beizutragen vermag. Es lassen sich nämlich von Anfang an bestimmte geohistorische und kulturelle Strukturen beobachten, die wir auch in der Neuzeit wieder finden: die Bedeutung der Monsunwinde und der Wüsten, der Karawanenstädte und der Nomaden, die geringe Nachfrage nach europäischen Waren auf asiatischen Märkten und der daraus resultierende Edelmetallabfluss nach Osten, der von den Zeiten des römischen Reiches bis ins 18. Jahrhundert zu beobachten ist. Außerdem entstanden Traditionen, die nicht nur bei den europäischen Entdeckungen, sondern manchmal bis ins 20. Jahrhundert nachwirkten, es sei nur an das angebliche Reich eines christlichen Priesters Johannes im Osten jenseits des Machtbereichs der Moslems erinnert oder an den Alexanderzug und die damit verbundenen imperialen Impulse.

Sicher sind schon immer Güter und wohl auch Menschen vom einen Ende des eurasischen Kontinents zum anderen gewandert. Aber das große Thema *Asien und Europa* beginnt erst mit Europas Vorläufern, den Griechen. Der Nahe Osten war den Bewohnern des Mittelmeergebiets wohlvertraut. Kontakte zu weiter östlich gelegenen Gebieten vermittelte das Achämenidenreich, das sich von der Ägäis bis Indien erstreckte und sich zwischen 518 und 515 v. Chr. unter Dareios I. das Indus-Gebiet als 20. Satrapie angliederte. Über das Persische kam der Name dieses Gebietes *Hind* oder *Sind* ins Griechische, wo *Indike* schließlich alles Land östlich des Indus bezeichnen sollte, ein vager Sprachgebrauch, der sich bis ins 16. Jahrhundert gehalten hat. Deshalb lässt sich nicht immer leicht bestimmen, was Entdecker suchten, die Indien finden wollten.

Skyllax von Karyanda, ein Grieche in persischen Diensten, fuhr zwischen 519 und 512 den Indus abwärts und rund um Arabien nach Ägypten. Davon berichtet Herodot, dessen Informationen über Indien ansonsten eine bunte Mischung aus Richtigem und Falschem darstellen.

Den ersten großmaßstäblichen Kontakt Europas mit Asien brachte der Alexanderzug. Nach Sicherung des heutigen Afghanistan zog der Makedonenkönig 327 v. Chr. das Kabultal abwärts und eroberte das Fünfstromland (Pandschab). Beim Versuch, über den Hyphasis (Bias) weiter nach Osten vorzustößen, meuterte das Heer. Alexander zog indusabwärts und kehrte im Winter 325/24 in einem mörderischen Marsch durch die gedrosische Wüste (Belutschistan) nach Susa und Babylon zurück. Gleichzeitig führte der Admiral Nearchos die Flotte der Küste entlang zurück in den Persischen Golf.

Der Indienzug hat von allen Taten Alexanders die Phantasie stets am meisten angeregt. Mancherlei Weltherrschaftsvorstellungen in Europa und Asien beriefen sich im Lauf der Zeit auf ihn. Die Reihe romanhafter Biographien beginnt schon bei seinen Lebzeiten. Vermutlich im 3. Jahrhundert nach Christus wurde daraus ein Roman zusammengestellt und dem Hofhistoriographen Alexanders, dem Philosophen Kallisthenes, zugeschrieben. Das Original ist verloren, wir besitzen aber nicht weniger als 80 antike Abwandlungen. Im Mittelalter war das Interesse eher noch größer. Das beliebte iranische Alexanderbuch wird auf das Jahr 1200 datiert. Auf drei Wegen, über Rom, Byzanz und Spanien strömte der antike Stoff nach Europa, wo Vers- und Prosabearbeitungen in nahezu allen Sprachen entstanden. Das Wiederauftauchen von Originalquellen zum Alexanderzug im Zeitalter des Humanismus im 15. Jahrhundert beeinträchtigte die Beliebtheit des Romans keineswegs. Noch 1472 veröffentlichte Johann Hartlieb in Augsburg ein Alexanderbuch, nach dem Hans Sachs in Nürnberg 1558 ein Alexanderdrama verfasste. So wurde Indien im europäischen Bewusstsein zum Märchenland, umso mehr als auch ernsthafte Denker sich nicht scheuten, die Alexanderromane als Informationsquelle zu benutzen, zuletzt Sebastian Münster noch 1544, also längst nach den Entdeckungen.

In den Nachfolgekämpfen nach Alexanders Tod 323 fiel der Osten an Seleukos Nikator, der Indien 318 verlor und es 305 zurückzuerobern versuchte. Vergebens, dem inzwischen entstandenen indischen Großreich des Candragupta Maurya war er nicht gewachsen; es blieb bei der Indusgrenze. Als Seleukos' Gesandter kam kurz danach Megasthenes in die Maurya-Hauptstadt Pataliputra (Patna in Bihar am unteren Ganges). Sein Indien-Bericht, der in Fragmenten bei späteren griechischen Autoren überliefert ist, war trotz einer gewissen Oberflächlichkeit eine Darstellung des Wunderlandes.

Die bis dahin erworbenen geographischen Kenntnisse der Griechen wurden Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts von Eratosthenes zusammengefasst; sie sind uns bei Strabo überliefert. Danach war die dreieckige Gestalt des indischen Subkontinents ebenso bekannt wie die Existenz der Insel Taprobane (Ceylon, heute Sri Lanka). Aber Indien bildete die äußerste Südostecke der Landmasse der Erde, der Ganges mündete bereits in den Ozean, der sie im Osten umgab. Von Ländern hinter Indien war nichts bekannt.

Um diese Zeit erlebte die griechische Aktivität in Indien einen neuen Aufschwung. Um 205 vor Christus hatte sich Baktrien (Afghanistan und Zentralasien nördlich des Hindukusch) vom Seleukidenreich gelöst. Das blieb ohne Folgen, weil Antiochos III. in Konflikte mit Rom verwickelt war. Da um die gleiche Zeit das Maurya-Reich zusammenbrach, konnten die baktrischen «Griechen» nach Nordwestindien vorstoßen und dort eine Reihe von Fürstentümern gründen, die bis ins erste vorchristliche Jahrhundert Bestand hatten. Einer dieser Könige, Menander, ist als einziger Grieche in einer buddhistischen Lehrschrift unter dem Namen *Milinda* in die indische Literatur eingegangen. Es gab zweisprachige griechisch-indische Münzen und anscheinend eine griechische Vishnu- und Buddha-Verehrung, die freilich nicht im Sinne einer modernen «Bekehrung» oder als Indisierung verstanden werden muss.

Als die Herrschaft dieser «Griechen» längst von anderen Einwanderern aus dem Nordwesten abgelöst worden war, lebten immer noch kulturelle Impulse weiter. Zwischen dem 1. und 7. nachchristlichen Jahrhundert blühte im Nordwesten die sogenannte Gandhara-Kunst, deren Plastiken und Reliefs in stark griechisch geprägter Manier den Buddha und Szenen aus seinem Leben sowie traditionelle indische Götter darstellen. Europäische Historiker neigten dazu, sie als Bestandteil der hellenistischen Kultur zu betrachten, während Inder sie als Produkt der eigenen Geschichte sehen. Dazu kommen weitere Einflüsse aus Iran. Die Tatsache alternativer Interpretationen zeigt, dass es sich um etwas Drittes handelt, einen recht erfolgreichen wechselseitigen Interaktionsprozess zwischen Hochkulturen.

Während alle bisher genannten Kontakte zwischen Europa und Asien im Wesentlichen auf dem Landweg stattfanden, gewann seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert der Seehandel zwischen dem Mittelmeerraum und Indien an Bedeutung. Angeblich sollen die Parther, die vom 2. vorchristlichen bis zum 2. nachchristlichen Jahrhundert Iran und seine Nachbarländer kontrollierten, den Handel zu Land gefährdet oder wenigstens verteuert haben. Dazu fehlte es ihnen aber vermutlich an der nötigen Organisation. Und auch die Schließung des Roten Meeres an der Meerenge von Bab el-Mandeb durch

die Bewohner Südarabiens zur Sicherung des eigenen Zwischenhandelsmonopols ist eine plausible, aber unbewiesene Behauptung. Der Reichtum der *Arabia felix* beruhte jedenfalls nicht auf Seeherrschaft.

Fest steht, dass im Zuge der Südexpansion des ptolemäischen Ägypten gegen 100 v. Chr. Eudoxos von Kyzikos zweimal direkt vom Roten Meer nach Indien fuhr und dass vermutlich um dieselbe Zeit ein gewisser Hippalos, der nach Vermutungen der Steuermann des Eudoxos gewesen sein soll, das System der Monsune und damit die Möglichkeit der raschen Überquerung des Indischen Ozeans für den Westen entdeckte. Die Ptolemäer begannen mit dem Ausbau dieser Verbindung, scheinen sie aber wenig genutzt zu haben, auch wenn Kleopatra nach der Niederlage von Aktium die Flucht nach Indien erwog.

Die eigentliche Nutzung dieser neuen Möglichkeit begann erst unter römischer Herrschaft. Der Geograph Strabo berichtet, dass schon unter der ägyptischen Statthalterschaft des Cornelius Gallus (30–27 v. Chr.) jährlich 120 Schiffe von Myos Hormos (am südlichen Ende des Golfs von Suez) nach Indien fuhren, während es unter den Ptolemäern kaum zwanzig gewesen waren. Später wurde Myos Hormos von dem weiter südlich gelegenen Berenice (auf der Breite von Medina bei Ras Benas) als Hauptindienhafen abgelöst. In beiden Fällen wurden die Güter über Land an den Nil und nach Alexandria transportiert. Man fuhr Mitte Juli von Ägypten ab und entlang der Küste nach Süden, um sich im Oktober vom Südwestmonsun nach Indien treiben zu lassen. Nach Eintritt des Nordostmonsuns fuhr man dann noch im November oder Dezember von Indien an die afrikanische Küste zurück und traf im Frühling des nächsten Jahres wieder in Ägypten ein.

Für die Blütezeit des direkten römischen Indienhandels, die etwa 200 Jahre währte, besitzen wir wichtige Quellen: Die in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verfassten *Naturalis Historiae libri XXXVII* des älteren Plinius, wo bei der Länderkunde im 6. Buch und der Botanik im 12. Buch von Indien die Rede ist. Dann den *Periplus des Erythraeischen Meeres*, ein Segelhandbuch für den Indischen Ozean in griechischer Sprache, das ebenfalls auf die Mitte des ersten Jahrhunderts datiert wird; es stammt von einem Praktiker des Handels ohne wissenschaftliche Präentionen und ist gerade deshalb umso wertvoller. Drittens aufschlussreiche Bodenfunde aus dem Imperium Romanum wie aus Indien selbst. Dazu kommen viertens einige Hinweise in südindischen Texten; eine Geschichtsschreibung kennt die altindische Kultur freilich nicht.

Die Anlaufstelle der Römer wurde unter Ausschöpfen der Möglichkeiten des Monsuns immer weiter nach Süden verlegt, von der Indusmündung über Guja-

rat bis zur Malabarküste, dem eigentlichen Pfefferland. Der südindische Boden hat mindestens 5400 *denarii* und 800 *aurei* der Kaiserzeit preisgegeben. Der eindrucksvollste Fundplatz ist Arikameddu bei Pondichéry an der indischen Ostküste, wo eine Art römische Faktorei ausgegraben wurde. Hier fand sich u. a. in Arezzo hergestellte Keramik. Der indischen Elfenbeinstatue von Pompeji entspricht der römische Bronze-Poseidon von Kolhapur (Maharashtra).

Texte wie Bodenfunde beweisen, dass die Römer bald auch die Ostseite des Subkontinents und das Gebiet bis zur Straße von Melaka (Malakka) genauer kennenlernten. Konfuse Texte und weitgehend fehlende Bodenfunde legen allerdings den Schluss nahe, dass es mit ihrer Kenntnis Hinterindiens und Chinas schlechter bestellt war. Römische Kaufleute sind bis China gelangt, und die Chinesen haben zu Land wie zur See Kontakt mit den östlichen Randzonen des römischen Reiches aufzunehmen versucht – von regelmäßigen und ausgedehnten Beziehungen kann aber im Gegensatz zu Vorderindien keine Rede sein. Der einzige auf chinesischem Boden bisher entdeckte Hort römischer Münzen wurde inzwischen als Münzsammlung eines späteren Missionars identifiziert.

Auch der Handel zu Land zwischen Rom und China wurde nie systematisch und auf große Distanz betrieben. *Seidenstraßen*, ein Begriff, den der deutsche Asiengeograph Ferdinand von Richthofen geprägt hat, führten durch Innerasien und Iran über die Karawanenstadt Palmyra zur syrischen Küste, wo Antiochia als Endpunkt eine ähnliche Rolle spielte wie Alexandria in Ägypten. Doch darauf zogen nicht etwa römische Karawanen in den fernen Osten oder chinesische in den fernen Westen, sondern die Güter wanderten unter durchaus unterschiedlichen Nachfragegesichtspunkten von Hand zu Hand. Denn der Handel Europas mit Asien war damals in beiden Richtungen ein Geschäft mit Luxusgütern, ein Sachverhalt, der sich erst im Zuge der Neuzeit ändern sollte. Ein Grund dafür war die Kostenbarriere, die bis zum 19. Jahrhundert dem Transport von sperrigen und geringwertigen Massengütern über eine bestimmte Entfernung hinaus im Wege stand.

Das römische Reich importierte Gewürze, insbesondere Pfeffer aus Indien, woran bereits Plinius Anstoß nahm:

Es ist erstaunlich, dass der Pfeffer so geschätzt wird. Während bei anderen Gütern der süße Duft anziehend oder das Aussehen einladend wirkt, empfiehlt den Pfeffer weder die Frucht noch das Korn. Nur seine Schärfe macht ihn interessant – und deswegen fahren wir bis Indien! (Naturalis Historiae 12, 14, 29)

Dazu kamen unter anderen Kassiarinde und Zimt. In der spätantiken Sammlung des römischen Rechts findet sich in den Digesten 39, 4, 16, 7 ein Importzolltarif für 28 orientalische Gewürze, darunter Zimt sowie schwarzer und

weißer Pfeffer. Vor allem aber ging es um die angeblich bisweilen in Gold aufgewogene Seide, daneben um verschiedene unbearbeitete Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Pelze, Metallwaren.

Ungelöst ist das Problem der Handelsbilanz. Der *Periplus des Erythraeischen Meeres* spricht zwar von Textilien, Metall(waren), Korallen, die in Indien sehr geschätzt wurden, Wein, aber auch von einer großen Menge gemünzten Geldes. Wenn in tamulischen Dichtungen von den *Yavanas* die Rede ist, worunter wohl die Leute aus dem römischen Reich zu verstehen sind, werden neben ihrer kriegesischen Tüchtigkeit die Produkte ihrer handwerklichen Geschicklichkeit und ihre Weine erwähnt. Es wird aber ebenfalls berichtet, dass ihre gut gebauten Schiffe mit Gold beladen ankommen, um mit Pfeffer abzufahren. Wie spätere «Merkantilisten» klagt schon Plinius:

In keinem Jahr saugt Indien weniger als 50 Millionen Sesterzen vom Wohlstand unseres Reiches ab und liefert uns dafür Waren zum Hundertfachen ihres Erzeugerpreises (Naturalis Historiae 6, 26, 101). Nach der niedrigsten Rechnung ziehen Indien, die Serer und Arabien jedes Jahr hundert Millionen Sesterzen aus unserem Reich: das ist die Summe, die uns unsere Genüsse und unsere Frauen kosten (ebd. 12, 41, 84).

100 Millionen Sesterzen sollen nach einer neueren Berechnung 7267 kg Gold gewesen sein, nach demselben Plinius ungefähr die Jahresproduktion der nordspanischen Goldminen. Das würde aber bedeuten, dass die im römischen Reich vorhandene Goldmenge pro Jahr vermutlich um einen höheren Betrag vermehrt wurde, als angeblich abfloss. Außerdem können den Zahlenangaben des Plinius gar keine exakten Ermittlungen zugrunde liegen. Doch wie auch immer die wirkliche Handelsbilanz ausgesehen haben mag, das Thema des Edelmetallabflusses aus Europa für indische Luxuswaren war auch im 16. bis 18. Jahrhundert nicht weniger aktuell als bei Plinius.

Dennoch scheint Rom keine ausgesprochene Handelspolitik betrieben zu haben. Der Einfluss kommerzieller Erwägungen auf die äußeren Unternehmungen wurde häufig übertrieben. Zumindest ist er nur in seltenen Fällen nachzuweisen, noch nicht einmal bei dem Versuch des Aelius Gallus, zwischen 26 und 24 v. Chr. Südarabien zu erobern. Ähnliches gilt für den Straßenbau sowie den Unterhalt von Flotten und Garnisonen. Und selbst der von Trajan reparierte ptolemäische «Suezkanal» wird nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit dem Indienhandel erwähnt. Das Interesse der Regierung am Handel scheint rein fiskalischer Art gewesen zu sein.

Im Gegensatz zu den Griechen, die sich selbst in Iran und in Indien niedergelassen haben, gab es im Falle der Römer keine ständige und endgültige Präsenz im Bereich asiatischer Hochkulturen außerhalb des weiteren Mittelmeer-

gebiets. Wechselseitiger Kultureinfluss ist daher kaum nachzuweisen. Einer der Herrscher des in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Nordwestindien blühenden Kushan-Reiches, das von einer neuen Welle von Eroberern aus Zentralasien geschaffen wurde, führte einen sehr bezeichnenden synkretistischen Herrschertitel *Maharajasa Rajatirajasa Devaputrasa Kaisarasa* (Sanskrit), das heißt *Großkönig* (indisch) *König der Könige* (persisch) *Sohn Gottes* (chinesisch = *Sohn des Himmels*) *Caesar*. Aber die gleichzeitige Gandhara-Kunst dieses Raums war eher griechisch als römisch beeinflusst. Griechisch sind auch die wenigen abendländischen Einflüsse auf das indische Geistesleben, die in der dortigen Astronomie anzutreffen sind. Umgekehrt ist es bisher aber nicht gelungen, die unterstellten indischen Einflüsse auf das pythagoreische oder das neuplatonische Denken nachzuweisen.

Die Kenntnis der Geographie Asiens hatte sich freilich dank der intensiven Handelskontakte verbessert. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. wurde der erreichte Kenntnisstand durch Claudius Ptolemaeus in Alexandria zusammengefasst. Auch wenn Teile seines überlieferten Werkes möglicherweise erst in byzantinischer Zeit hinzugefügt wurden, handelte es sich doch um das geographische Vermächtnis der Antike von geradezu kanonischer Geltung. Obwohl die Gestalt Indiens gegenüber Eratosthenes wieder verzerrt ist und die Größe Sri Lankas überschätzt wird, sind die Himmelsrichtungen bereinigt, die beiden Flusssysteme des Indus und Ganges werden richtig auseinander gehalten und es ist eine rudimentäre Kenntnis der hinterindischen Halbinsel erkennbar. Von weiter östlich gelegenen Gebieten sind aber nur vage Vorstellungen vorhanden. So sind die Angaben zur Lokalisation der Hafenstadt Kattigara, des wichtigsten Knotenpunkts des Seehandels nach China, so widersprüchlich, dass sie bis heute mit jedem möglichen Hafen zwischen Melaka (Malakka) und der chinesischen Küste identifiziert werden konnte. Vor allem aber macht Ptolemaeus den Indischen Ozean a priori zu einem Binnenmeer. Die Küste wendet sich in China statt nach Norden, wie in Wirklichkeit, nach Süden, später als *Terra incognita* nach Westen, schließlich als afrikanische Ostküste nach Norden. Der Pragmatiker, der den *Periplus des Erythraeischen Meeres* verfasste, hatte die Dinge realistischer gesehen, wenn er die Beschreibung Ostafrikas, vermutlich der Gegend des späteren Sansibar, folgendermaßen abschließt:

Dies sind ungefähr die letzten bewohnten Plätze des festländischen Azania, das der von Berenice Ausreisende zur Rechten hat. Denn jenseits von diesen Punkten wendet sich der bis jetzt noch unerforschte Ozean nach Westen, der sich längs der Südküsten von Aethiopien, Libyen und Afrika erstreckt und sich schließlich mit dem westlichen Meer vereinigt (Hennig, Bd. 1, 383 f.).

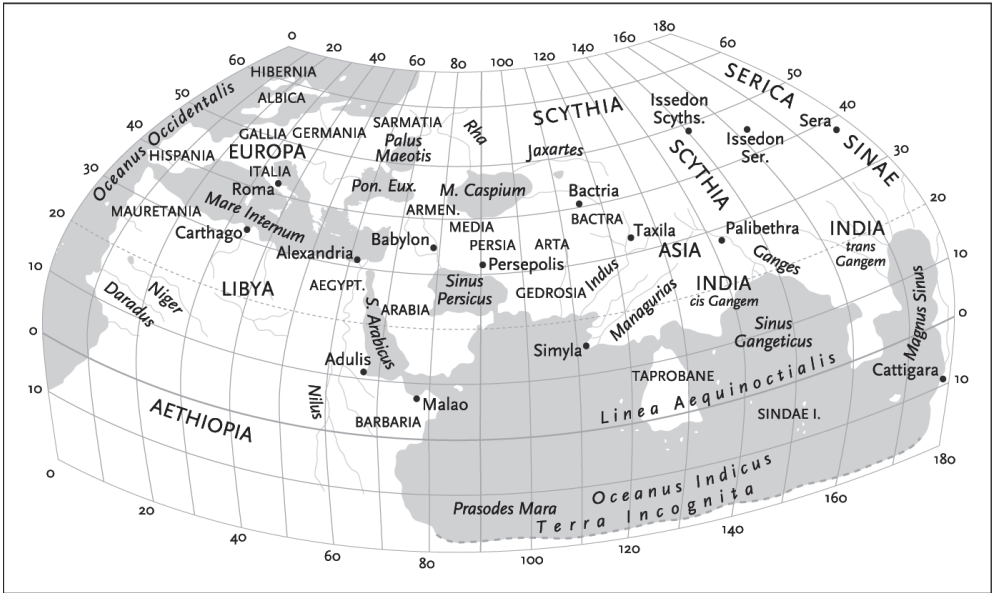


Abb. 1 Die Welt des Claudius Ptolemaeus

Hätte man ohne eine solche nichtptolemäische Überlieferung den Seeweg nach Indien rund um Afrika überhaupt gesucht? Für Ptolemaeus-Gläubige existierte er ja nicht!

Über die Verhältnisse der Spätantike und des frühen Mittelalters sind wir weniger genau informiert. Es scheint, als sei das wohl etablierte Indienhandelsystem der Kaiserzeit im 3. Jahrhundert zusammengebrochen; auch die Bodenfunde in Indien setzen aus – mit der merkwürdigen Ausnahme Sri Lankas. Die Euphratgrenze wie das Rote Meer scheinen der militärischen Kontrolle Roms entglitten zu sein. An die Stelle des locker gefügten Partherreichs trat seit 226 die straff organisierte neupersische Sassaniden-Monarchie. Der Handel mit Asien auf dem Landweg wurde allmählich zum Monopol persischer Kaufleute. Und auch auf dem Seeweg von Ägypten traten die Untertanen des römischen Reiches gegenüber Indern und Arabern in den Hintergrund. Man reiste zwar noch in den Osten, aber die Reise wurde von der Routine zum Abenteuer. Im 4. Jahrhundert schienen die Bewohner des christlichen und daher romfreundlichen äthiopischen Reiches von Aksum eine wichtige Vermittlerrolle zu spielen. Vielleicht stand die Orientierung auf Sri Lanka mit deren Handelsgewohnheiten im Zusammenhang.

Auf den geschilderten Handelswegen ist auch das Christentum nach Indien gekommen. Nach einer ins 4. Jahrhundert zu Ambrosius und Hieronymus zu-

rückreichenden Tradition soll der Apostel Thomas dort missioniert und in der Nähe des heutigen Chennai (Madras) den Märtyrertod erlitten haben. Das ist angesichts der intensiven Handelskontakte gut möglich; Arikamedu liegt unweit südlich! Für das 2. Jahrhundert dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit mit Christengemeinden in Indien rechnen, im 4. Jahrhundert sind sogar ihre spezifisch ostsyrischen kirchlichen Gepflogenheiten nachzuweisen. Kosmas der Indischschiffer (*Kosmas Indikopleustes*) kannte im 6. Jahrhundert Christen an der Malabarküste, in der Gegend des späteren Mumbai (Bombay) und auf Sri Lanka. Die sogenannten Thomas-Christen von Malabar haben überlebt. Sie werden auch von mittelalterlichen Reisenden erwähnt. Im 15. Jahrhundert nahmen sie erneut Verbindung mit den vorderasiatischen Nestorianern auf.

Kosmas der Indischschiffer hat Mitte des 6. Jahrhunderts eine *Christliche Topographie des gesamten Universums* verfasst. Wir wissen von ihm nur, dass er Kaufmann, vielleicht Gewürzimporteur gewesen und selbst nie nach Indien gekommen ist. Bei seiner Schrift handelt es sich um das Produkt eines neuen Denkens, das theologische Spekulation und Wissen von der Erde verquickt. Das neue Weltbild ist das einer rechteckigen Erde, einer Scheibe, die von einem unbeweglichen Himmel überwölbt wird und unter der die Hölle liegt. Mittelpunkt der Erde ist Jerusalem. Doch im Rahmen dieser Theorie fällt beiläufig neben Wundergeschichten manches topographische Wissen an, das zutreffender ist, als dasjenige des großen Ptolemaeus: Der Indische Ozean ist keine Binnensee, sondern nach Süden offen und Bestandteil des Weltmeers, das die Erde umschließt. Und die chinesische Küste wendet sich nach Norden, nicht nach Süden wie bei Ptolemaeus. Jenseits des Seidenlandes *Tzinista* (China) gibt es nur noch Meer.

[...]